

Die ungesühnten Verbrechen des Patriarchats : White-collar Crimes und die Moral

Autor(en): **Kuratli, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **62 (2020)**

Heft 385

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-905813>

Nutzungsbedingungen

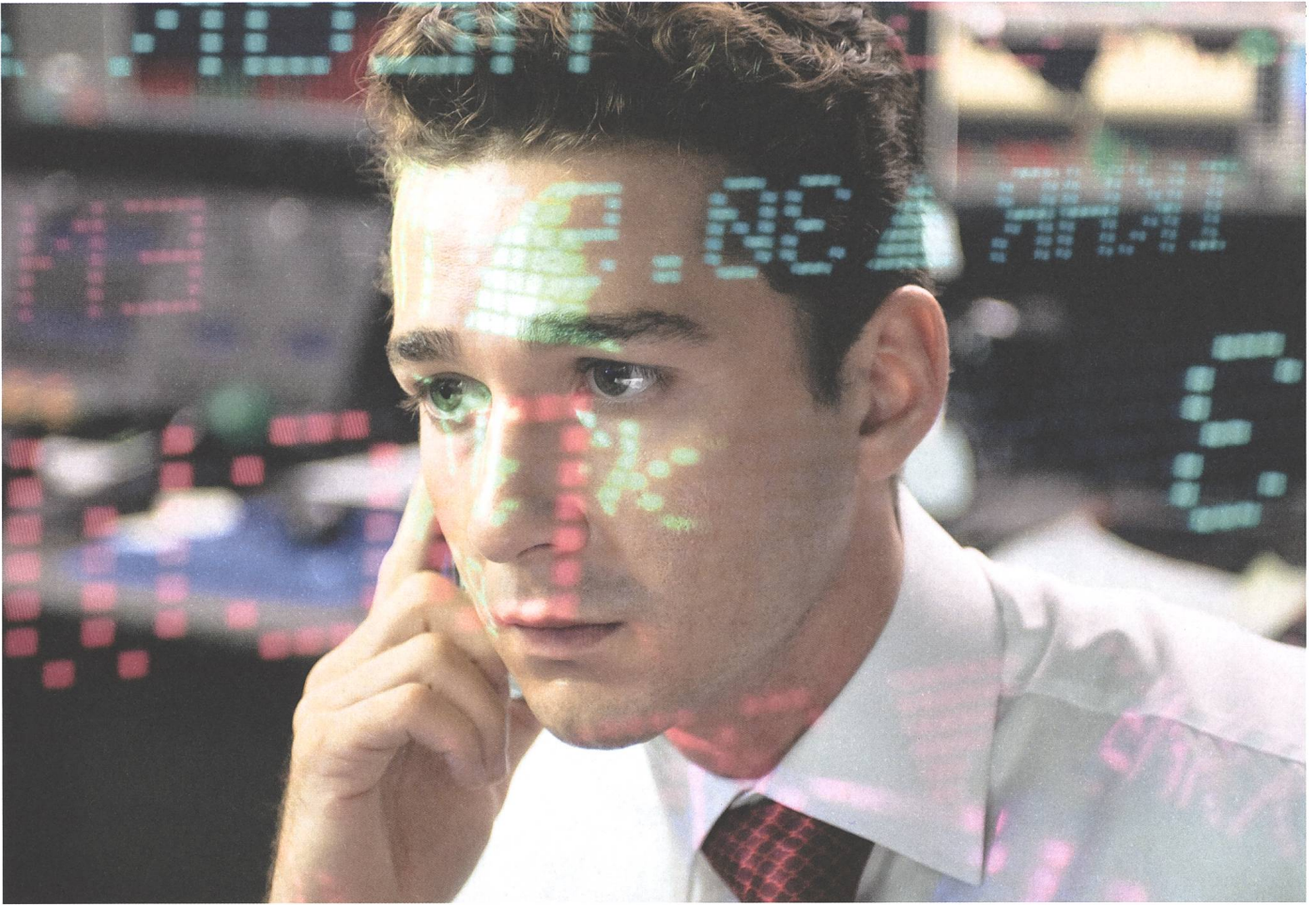
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wall Street: Money Never Sleeps (2010) Regie: Oliver Stone

Die ungesühnten Verbrechen des Patriarchats

Michael Kuratli

White-collar Crimes und die Moral



Wall Street (1987) mit Charlie Sheen

Die Protagonisten des Subgenres «White-collar Crime» sind kriminell und bewundernswert zugleich. Die Filmwelt spürt diesen Finanzgangstern immer wieder nach und stellt damit unseren moralischen Kompass auf die Probe.

«Hören Sie auf zu grübeln, sie deprimieren mich», sagt *Ulrich Tukur* alias CEO Hans-Werner Brockmann in *Sabine Boss' Jagdzeit* (Kritik S. 43) nach einem peinlichen Auftritt vor Investoren. Der Adressierte ist sein Finanzchef Alexander Maier. Doch Maier, gespielt von *Stefan Kurt*, grübelt weiter, stolpert über Zahlen, die nicht stimmen, stemmt sich gegen seinen skrupellosen Chef und steht am Ende mit dem Rücken zur Wand. Letzteres ganz konkret in einer Jagdsimulation in seinem Keller, ein roter Ziellaser auf seiner Stirn, ein Selbstauslöser in seiner Hand. Der Film dreht sich von Anfang bis Ende um die Frage nach der Moral in einer Welt, in der ein paar wenige Menschen mit ihren Entscheidungen Millionen verschieben und damit über das Schicksal von Tausenden entscheiden.

Überfällig könnte man den neuen Film von Sabine Boss nennen. Endlich hat auch die Schweiz seinen Krimi über die Abgründe der Finanzbranche. In Hollywood gehört das Subgenre des Kriminalfilms über die Finanzverbrechen von Herren in Anzügen und weissen Hemdkrägen spätestens seit den Achtzigerjahren zum Repertoire. Ronald Reagan sass damals im Weissen Haus, der Raubtierkapitalismus wurde mit dessen neoliberaler Politik entfesselt, und das Kino gewann einen neuen Typ Antiheld, ikonisch verkörpert von *Michael Douglas* als ruchloser Gordon Gekko in *Wall Street*. Den White-collar Crimes, den Verbrechen der Investmentbanker und Versicherungsmanagern, spüren aufwendige Produktionen seither in regelmässigen Abständen nach. Und stets



Arbitrage (2012) Regie: Nicholas Jarecki

werfen sie Fragen nach Recht und Unrecht, Schuld und Sühne auf, in der Absicht, ein empörtes Publikum zu hinterlassen.

Eine kleine Welle solcher Filme werden stets von Schlagzeilen aus der Finanzwelt ausgelöst, die nach Erklärungen schreien. So auch die Krise von 2008, die unter anderem ein Sequel rund um Gekkos Geldgier hervorbrachte. Schlagzeilen machten 2013 auch die Suizide von Topmanagern der Zurich Versicherung. *Jagdzeit* basiert auf diesen «wahren Begebenheiten» und erzählt eine gleichzeitig sehr schweizerische und allgemeingültige Geschichte aus dem archaischen Reich männlicher Macht. Nicht nur die Jagdmetaphorik wird dabei ausgeschöpft, auch japanische Kriegsethik begleitet die patriarchalen Gemüter in ihren letztlich fatalen Strategien. Der Film fügt sich damit in den klassischen Duktus des Genres ein, obschon er alles in allem einen unversöhnlicheren Ton als seine amerikanischen Verwandten anschlägt.

Klassisch männliche Rollenbilder liegen den meisten Figuren solcher Filme zugrunde: «Ich bin ein Patriarch! Das ist meine Rolle, und die muss ich spielen!», schreit zum Beispiel *Richard Gere* als Robert Miller in *Arbitrage* seiner Tochter ins Gesicht, als diese ihn mit seinen Finanzbetrügereien konfrontiert. Obwohl der Film von 2012 keinen Anspruch auf Wahrhaftigkeit stellt, sind diese Sätze die wohl ehrlichste Selbsteinschätzung eines White-collar Criminal auf der Leinwand. Um Ruf und Geschäft zu retten, jongliert der smarte Investor mit Geld und Charme skrupellos über

die gesetzlichen Grenzen hinweg. Ob er dabei irgendwie leidet oder was ihm im Leben überhaupt wichtig ist, erschliesst sich von aussen kaum. Dieser Patriarch ist der prototypische Delinquent eines White-collar Crime: teurer Geschmack, ein Büro mit atemberaubender Aussicht und natürlich das frische Hemd mit dem namensgebenden, weissen Kragen. Und ausgestattet mit einem Ehrgeiz, der die Grenze des Gesunden und Legalen vor unseren Augen überschreitet.

Sperrige Materie

Ein Problem, das Filme zum Finanzsektor haben, ist ihre sperrige und komplexe Materie. Die kriminellen Handlungen werden – will der Film authentisch wirken – in kompliziertem Fachjargon erklärt. Natürlich finden hier und da persönliche Ausfälle oder Drohungen statt, aber der klassische Delinquent im weissen Kragen wird selten handgreiflich. Im Gegensatz zum klassischen Kriminalfilm fliesst im White-collar-Subgenre kaum Blut, sondern nur Geld auf digitale Konten. Glatt rasierte Männer in Anzügen gehen stattdessen in Büros ein und aus, schreien kryptische Anweisungen in Telefone und geschäfteln mit einer unsichtbaren Materie via Computer. Finanzbetrug ist ein geruchloses Gas. Das FBI fühlt sich sogar genötigt, auf seiner Website klarzustellen, dass Finanzverbrechen keinesfalls Kavaliersdelikte seien. «Es gibt kein Verbrechen ohne Opfer», steht da. Dass die US-Bundespolizei diesen Umstand betonen muss, spricht Bände.



Wall Street (1987) Kamera: Robert Richardson

Finanzbetrugsfilme faszinieren nicht mit roher Gewalt oder einem ausgeklügelten Banküberfall mit einer auf Sekunden getakteten Dramaturgie. Doch Hollywood weiss, wie es uns dennoch rumkriegt. Und genau damit bringen uns diese Filme in moralische Bedrängnis. Denn White-collar-Crime-Filme trumpfen mit den Heilsversprechungen des Kapitalismus auf: Mit Vorliebe werden schöne Topschauspieler für die Rolle des Bad Guy gecastet, Luxusjachten und Kokainpartys erzählen vom Lifestyle des Erfolgs und dem Gefühl, dass sich hier verflucht gerissene Menschen verflucht genial an einem kranken System bereichern – am Ende gar ohne allzu schlimme Konsequenzen. Begleitet werden die Geschichten oft mit der Versicherung, dass sich das alles so oder irgendwie ähnlich tatsächlich ereignet hat.

Humor hilft

Läuft die Geschichte dennoch Gefahr, etwas zu uninteressant zu werden, hilft man sich mit probatem Eye Candy aus: Für Besprechungen trifft man sich mit Vorliebe in Stripclubs. Hin und wieder heult ein Dringlichkeit vorgaukelndes Motorrad über die Leinwand. Manchmal liefern sich ein paar Banker sogar ein Rennen, das natürlich nichts als ein Penisvergleich ist. So etwa in *Oliver Stones Wall Street: Money Never Sleeps*, dem Sequel des Klassikers von 1987. Andernorts wird der Plot um ein wenig klassische Action ergänzt – wie etwa mit einem tödlichen Autounfall samt Fahrerflucht

in Arbitrage oder Alligatoren in Pools, mit denen sich auch noch der Trailer aufpimpen lässt (*The Big Short*).

Schliesslich ist auch Humor ein probates Mittel, um die graue und höchst komplexe Materie fragwürdiger Finanzschiebereien einem unbescholtenen Publikum näherzubringen, das ständig abgehängt zu werden droht. Zum Beispiel in *The Big Short*, in dem die komplizierten Anlagepakete und -strategien, die zum Bankenkollaps von 2008 geführt haben, von Sexsymbol *Margot Robbie* in einem Schaumbad dem Publikum in Direktansprache erklärt werden. Der spritzige Einschub ist einerseits alles andere als Zufall, schliesslich spielte Robbie bereits die glücklose Frau an der Seite von *Leonardo DiCaprio* in *The Wolf of Wall Street*. Andererseits ist das natürlich total sexistisch. Bleibt zu behaupten, dass Regisseur *Adam McKay* dieser patriarchalen Gesellschaft den Spiegel vorhalten will.

Eine ambivalente Moral

Filme zu White-collar Crimes sind je nach Betrachtung ein moralischer Fingerzeig oder eine Anleitung zum Ausweg aus der Unbedeutsamkeit. Hier lauert der alte amerikanische Traum der Tellerwäscherkarriere beziehungsweise das bürgerliche Versprechen, wenn nicht zur Oberschicht, dann wenigstens zur gehobenen Mittelschicht aufsteigen zu können. Wenn man sich nur genug Mühe gibt – oder vielmehr ein Schlupfloch findet, das aus frustrierten Büroangestellten in Windeseile Millionäre macht.



Office Space (1999) Regie: Mike Judge

Welche Moral Betrugsfilme dieser Art letztlich vermitteln, liegt in den Händen der Drehbuchautor_innen und Regisseur_innen. Und diese peilen meist eine ambivalente Pointe an. Der «Wolf der Wall Street» Jordan Belfort endet zwar im Knast, baut sich dort aber fast nahtlos ein neues Klientel interessierter Nachwuchsbetrüger auf. Der ikonische Gordon Gekko und sein ehemaliger Protegé Bud Fox (*Charlie Sheen*) landen am Ende des *Original-Wall Street* zwar mutmasslich ebenfalls im Gefängnis, Gekko steigt im Sequel aber innert kürzester Zeit wieder zum Magnaten und letztlich gar zum glücklichen Grossvater auf, der mit seinem dreckigen Geld selbst die zerrüttetsten Familienverhältnisse wieder zurechtbiegen kann. In *Arbitrage* ist zwar die anfänglich vorgegaukelte Familienidylle hin, der Patriarch wird am Schluss aber doch als grosszügiger Gönner gefeiert. Auch *The Big Short* macht nur ganz kurz glauben, die Welt wäre nach dem Desaster der Finanzkrise eine gerechtere geworden, um das Publikum schliesslich mit einem «just kidding» und einer Menge Zynismus aus dem Saal zu entlassen. Selbst in *Jagdzeit*, in dem die Sympathie klar dem Humanisten Maier gilt, verliert Bösewicht und CEO Brockmann nur seinen Job – während das Drama seinen rechtschaffenen Vertrauten das Leben kostet.

Grundsätzlich scheint man sich ja einig zu sein: Was die da tun, ist nicht gut. Auch klar, dass sie sich irgendwann übernehmen und damit die Gesetzeshüter_innen auf den Plan rufen, die die Gerechtigkeit wiederherstellen oder es zumindest versuchen. Daraus

lässt sich im Film ein wunderbarer Spannungsbogen bauen, ein Katz-und-Maus-Spiel mit sagenhaften Aufstiegen, trickreichen Wendungen, an Geld und Neid zerbrechenden Beziehungen und einem desaströsen Fall ins Bodenlose.

Schuld ohne Sühne

Aber die Konvention (oder ist es die Realität?) will eben auch das ungesühnte Ende. White-collar Criminals sterben nicht. Sie müssen nicht einmal richtig leiden. Nur so ein bisschen. Wahrscheinlich soll das in uns eine Wut gegen diese Finanzhaie, diese krawattierten Kraken provozieren. In uns, den 99 Prozent, denen gezeigt wird, was die oberen Zehntausend sich so alles auf unsere Kosten leisten. Nur irgendwie klappt das mit der Wut nicht ganz. Einerseits wohl deshalb, weil kaum je dem System als solchem die Schuld gegeben wird. Zwar bringt dieses raffgierige Gestalten hervor, gänzlich an den Pranger stellt die kaputten Strukturen von den genannten Filmen aber nur gerade *The Big Short*. Ansonsten herrschen gemäss Hollywood (und auch Sabine Boss) nebst den paar faulen Früchtchen eine überwiegende Mehrheit rechtschaffener Herren in den Glaspalästen der Finanzdistrikte zu unser aller Wirtschaftswohl. Andererseits machen es uns die Filme schwer, die nur so halb scheiternden Antihelden zu verachten, wenn diese allseits beliebten Gesichter erst anderthalb Stunden lang die Sause ihres Lebens feiern und wir das mit ihnen geniessen dürfen.



The Wolf of Wall Street (2013) mit Leonardo DiCaprio

Es ist eine gefährliche Empathie, die Hollywood da in uns schürt. Schliesslich ergötzen wir uns an diesen krummen Helden, diesen Anarchisten in Anzügen. Wir sehen schöne, bewundernswerte Stars in diesen Rollen und werden von der Magie der Erzählung in die irrationale Hoffnung hineinmanipuliert, dass sie es irgendwie schaffen, sich unrechtmässig zu bereichern und fortan in Saus und Braus zu leben. Und wenn sie scheitern, sind wir sogar froh, dass sie nicht krepieren oder bettelnd in der Gosse landen. So sehr wir auch wissen, dass es nicht rechtens ist: Wir bewundern diese fehlgeleiteten Geschöpfe in ihrer Gerissenheit.

Bittere Bodenständigkeit

Moralisch zielsicherer geht da Komödie *Office Space* (1999) vor. Peter, gespielt von *Ron Livingston*, durchlebt den ganz normalen Albtraum eines Büroangestellten. Stau, nervige Kolleg_innen, nörgelnde Chefs und eine zermürbende Routinearbeit. Nachdem er aber von seiner (Noch-)Freundin zu einer Hypnosetherapie genötigt worden ist, schöpft er neue Lebenskraft. Plötzlich pfeift er auf die Arbeit und wird dafür sogar noch befördert. Endlich getraut er sich, die Kellnerin seines Stammlokals (*Jennifer Aniston*) anzusprechen, und mit seinen Arbeitskollegen entwickelt er einen Plan, wie sie die unmenschliche Firma mithilfe des Millenniumbugs um ein wenig Geld erleichtern können. Die Angst vor

einer Verhaftung beschwichtigt er mit den Worten: «This is America! The worst they would ever do is put you for a couple of months into a white-collar, minimum-security resort!» Spiegelt sich hier schon die von Hollywood gesetzte Trope der ungesühnten Gier oder die Realität einer kaputten Gesellschaft?

Der Plan der anarchischen Bürogummis geht in die Hose, weil sich der Programmierer um eine Dezimalstelle verrechnet und in kürzester Zeit zu offensichtlich krumme Beträge auf Peters Konto anhäufen. Verzweifelt suchen die Amateure einen Ausweg aus dem Schlamassel, der aufzufliegen droht. Panik steigt auf, als ihnen ein Anwalt erklärt, dass sie nicht etwa in einem «minimum-security resort», sondern einem «federal pound-me-in-the-ass prison» landen würden. Es geht dann nochmal glimpflich aus, und Peter findet sein Glück mit der Kellnerin Joanna und wechselt vom White-collar- ins Blue-collar-Lager, indem er Bauarbeiter wird.

Hier wäre dann endlich eine Figur, die aufgrund wahrer Einsicht und Läuterung einen positiven Lebensentwurf entwickelt. Man will sich auch mit diesem ehemaligen Gernegross identifizieren. Aber er macht es uns nicht einfach. Denn wer strebt schon ein gesundes Mittelmass an? Am Ende wollen wir – ob aus eigenem Willen oder eingelullt von den märchenhaften Erzählungen – doch lieber mit DiCaprio Champagner schlürfen, mit Douglas koksen und mit Gere Limousine fahren. Vor allem, wenn die Kavaliere dafür nur ein paar Zahlen verdrehen müssen – egal, was das FBI sagt. ×